Orientalische Haremsstudien.

Von Heinrich Freiherr v. Maltzan.

Das Buch von Miß Emily Lotte über das Haremsleben könnte mit einigem Nutzen von der internationalen Sanitäts-Commission studirt werden, denn es enthüllt uns die Harems als wahre Pestquellen und Choleraherde. Dort ist das Räthsel zu suchen, warum im Orient von jeher alle ansteckenden Krankheiten so plötzlich große Verbreitung fanden und mit solcher Energie auftraten. Einmal die ungesunde Lebensweise, der fast gänzliche Mangel an Bewegung des Leibes, und doch wird diesem Leib so viel zugemuthet! Die orientalischen Frauen sind wie Kinder, die eine Schachtel Bonbons, wenn man sie ihnen nicht rechtzeitig entreißt, zur großen Verlegenheit für ihre kleinen Verdauungswerkzeuge bis auf den Grund leer essen. Der Orientale hat zwar im Allgemeinen sozusagen einen Straußenmagen. Mit Staunen haben wir in den Zeitungen gelesen, daß der Schah von Persien im Palmgarten in Frankfurt am Main in einer halben Stunde allein zwölf Glas Eis gegessen und dazu zwei Flaschen Champagner getrunken habe, und das gleich nach einer sehr reichlichen Mahlzeit. Solche einmalige Excesse schaden indeß einem Straußenmagen nichts. Aber Tag für Tag fortgesetzt, schwächen sie selbst die Verdauung dieses beneidenswerthen Vogels. Die Haremsdamen bekommen zwar kein Eis (oder nur selten) und keinen Champagner, dafür aber fehlt es den reicheren unter ihnen nicht an fürchterlich fettem Kuchen, wovon sie ganz staunenswerthe Massen sich zu Gemüthe führen, an Melonen, Gurken, Pasteten, und an jeder Art von unreifem Obst; denn unreif muß es sein, sonst schmeckt es dem Orientalen nicht. Was sie davon zu sich nehmen können, übersteigt alle Begriffe unserer mäßigen Europäerinnen. Ich wollte es anfangs nicht glauben, wenn mir Orientalen erzählten, wie viel bei ihrer Hochzeit gegessen worden sei; aber einmal bekam ich Gelegenheit, mich selbst davon zu überzeugen, wie staunenswerth diese Leistungen sind. Ein arabischer Bekannter von mir in Algier, ein glücklicher, angehender Hochzeiter, wollte mir den Genuß verschaffen, mein Auge an dem Thurm von Süßigkeiten zu weiden, der in seinem Hause die Braut erwartete. Die ganze nähere und fernere Verwandschaft war dabei durch eßbare Gaben vertreten, und jede Familie hatte so viel geschickt, als ob auf die Anderen gar nicht gerechnet wäre. Aber was ereignete sich? Schon am ersten Hochzeitstage blieb für die Männer nichts mehr von den Kuchen übrig. Die Frauen, einige dreißig an der Zahl, hatten Alles allein aufgegessen! Dreißig Europäerinnen hätten zu dieser Arbeit wenigstens eine Woche gebraucht. Freilich waren die meisten nachher krank. Aber was thut der Orientale, wenn er krank ist (und sei's auch an Unverdaulichkeit), oder vielmehr, was zwingen ihn die besorgten Verwandten dann zu thun? Zu essen; dem Grundsatz gemäß, daß, so lange Jemand ißt, er noch lebenskräftig sei. Oft ist der Mann aber schon halb todt, und die Seinigen stopfen ihm die Eßwaaren in den Mund: Alles sehr wohlgemeint, aber ebenso, wie kleine Kinder bei uns denken würden.

Daß es in den Harems der Großen nicht besser zugeht, lernen wir von der erwähnten jungen Engländerin. Sie berichtet uns Riesenthaten im Rabelais'schen Style, welche von den Damen im Harem des Khedive verrichtet wurden. Auch ich will von einer solchen Heldenthat singen, die von niemand Geringerem vollbracht wurde, als von der Favorit-Sultanin des seligen Padischah Abdul-Medschid, haremstollen Angedenkens. Die Leserin wird begreifen, daß ich hier nicht nach Autopsie reden kann, aber vielleicht desto mehr Vertrauen zu der Wahrheit der Heldenthat fassen, wenn ich ihr meine Quelle nenne. Diese Quelle ist der Bericht einer trefflichen, wahrheitsliebenden deutschen Frau, die den Harem des Sultans vielleicht besser kannte, als der Sultan selbst, und zwar vermöge ihrer berufsmäßigen Anstellung bei demselben, welcher Beruf (wie soll ich mich für zarte Ohren passend ausdrücken?) darin bestand, daß sie dem Sterblichen den Eintritt ins Dasein erleichterte. Diese Frau hatte auch der besagten Favorit-Sultanin einen Liebesdienst erwiesen wofür sie von der Dankbaren reichlich belohnt worden war. Sie wollte sich auch ihrerseits dankbar zeigen, und da sie die Vorliebe der hohen Dame für den Dienst des Gottes Momus kannte, auch zugleich als Europäerin ihren Erdtheil in günstiges Licht stellen wollte, so fand sie kein besseres Mittel, den Beifall der Herrin zu erringen, als — zwölf Pfund Straßburger Gansleber-Pastete, die in Konstantinopel horrendes Geld kostet und die sie sich nicht ohne Mühe verschafft hatte. Die Gute mußte denn doch den Orient nicht so recht kennen, denn sie glaubte die Vorsicht gebrauchen zu müssen, allerlei Mittel anzurathen, damit die Pastete sich in dem heißen Klima besser hielte. Als ob hier von Halten die Rede sein konnte? Von der Nichtigkeit dieser Vorsicht überzeugte sie sich denn auch bald; denn die Sultanin aß vor ihren Augen die zwölf Pfund schwere Pastete im Laufe von zwei Stunden auf. Nachher soll sie freilich einige Tage unpäßlich gewesen sein. Aber die Heldenthat hatte sie vollbracht, und zwar, was um so anerkennungswerther, ohne Ruhm acht zu empfinden. Ihr bescheidener Ruhm wurde in der Stille des Harems begraben. Erst mir war es vergönnt, ihn der Welt zu verkünden.

Indeß die gastronomischen Excesse würden doch nur Einzelne krank machen, wäre nicht zugleich, und zum Theil auch in Verbindung mit ihnen, die große Unreinlichkeit. Wie schauderregend diese sein kann, davon habe ich mich mit eigenen Augen überzeugt. Der Leser wird es mir erlassen, hier in Einzelheiten einzugehen. Ich müßte sonst nothgedrungen die Grenzen des Aesthetischen überschreiten. Mir war's freilich nur vergönnt, die niederen Sphären der Harems zu belauschen. In den höheren, wird die Leserin denken, dürfte es doch besser aussehen. Ist dem wirklich so? Darauf antwortet die genannte Miß mit entschiedenem „Nein." Sie selbst hat Schreckliches darunter gelitten. Unter Anderem erzählt sie (da es die Worte einer Dame sind, so brauche ich wohl nicht zu erröthen, wenn ich sie wiederhole) daß in dem Harem des Khedive, also des Krösus unter allen Haremsbesitzern, dessen jährliche Haremsausgaben sie auf zwei Millionen Thaler veranschlagt, ein gänzlicher Mangel an jenem Gefäße herrsche, welches die Franzosen (euphemistisch) „un vase" nannten. Meine Feder bleibt stillestehen, wenn ich mir die Folgen dieser Vasenlosigkeit denke! Und da fragt man noch, warum im Orient jeden Augenblick die Cholera ausbricht? Da braucht man das Grundwasser nicht, um die Miasmen zu erklären.

Liest man solche Berichte so wundert man sich, wie es eine Europäerin in einem orientalischen Harem aushalten könne. Und dennoch kommt es öfter vor, als man glaubt, daß solche Harems europäische Bewohnerinnen haben. Nicht gezwungen, nicht heimlich entführt oder von einem türkischen Gesandten geraubt, wie in der Oper: „Maurer und Schlosser," sondern freiwillig, ja auf ihren dringenden Herzenswunsch hörend, sind diese Schönen dahingekommen. Denn seltsam! Nicht nur auf die Europäer wirkt das Wort „Harem" magisch, sondern auch auf (wenigstens einzelne) Europäerinnen. Man sollte glauben, daß es für eine Frau eher Abschreckendes, als Anlockendes haben müßte, ihren Eheherrn mit so Vielen zu theilen. Bei den Meisten mag dies wohl auch der Fall sein. Dennoch geschieht es, daß manche (zum Glück nicht viele) civilisirte Frauen einen Harem wie ein seliges Zauberland ansehen, in dem unbeschreibliche Genüsse ihrer warten, und nicht eher ruhen, bis es ihnen gelungen ist, ihren Platz in einem solchen einzunehmen. Mir selbst sind mehrere solcher Beispiele bekannt. Zuerst will ich eins aus bescheideneren Sphären erzählen.

In Tunis lebte ein arabischer Scheich, ein Mann im kräftigsten Alter, stattlich, gesund, ja für einen Araber blühend aussehend, der im Rufe stand, ein sehr großer Freund des schönen Geschlechtes zu sein und einen zahlreichen Harem zu besitzen. Er hatte jedoch durchaus nichts Anmuthiges oder Gefälliges an sich, sondern war im Gegentheile etwas plump, seine Stimme rauh und unmelodisch, sein Auftreten barsch und vierschrötig. Dennoch eroberte dieser Mann das Herz einer schönen, jungen Französin, der Tochter eines Wirthes, der in seinem Hinterstübchen diejenigen Araber, welche einmal das Weinverbot verletzen wollten, im Geheimen zu empfangen pflegte. Er eroberte ihr Herz aber ganz ohne sein Zuthun, ohne die geringste Galanterie von seiner Seite. Da sie es ihm indeß deutlich merken ließ, welchen Sieg er errungen hatte, so stand er in seiner rohen Weise nicht an, ihr Gnade vor seinen Augen zu gewähren. Sie floh aus dem Hause ihres Vaters in den Harem des Heißgeliebten, der sie freilich aufnahm, aber ihr nicht einmal den Rang einer Gattin einräumte. Alle ihre früheren Freundinnen vermied sie seitdem standhaft, so viel diese auch versuchten, sich ihr zu nähern. Nur einer derselben gelang es einmal, sie zu sehen. Ihr Leben war, wie es mir jene Freundin nach der Zusammenkunft mit der Französin schilderte, ein merkwürdiges Gemisch zwischen Tantalusqualen und ekstatischem Glück. Noch war der Nimbus nicht geschwunden, der den Angebeteten umgab; aber welche Qualen verursachte ihr die Theilung seiner Gunst, ganz abgesehen von der Pein, sich in ein geistloses, auch materiell schlechtes Leben fügen zu müssen. Und was hatte sie dazu gebracht? War der Grund ihrer Leidenschaft eben die Persönlichkeit des Mannes? Schwerlich. Es war der geheimnißvolle Zauber, der einen Harembesitzer umgibt, der Gedanke, daß ein Mann, der so Viele liebt und von so Vielen geliebt wird, auch liebenswerth sein müsse.

Steigen wir nun in eine höhere Sphäre hinauf. Der verstorbene Bey von Tunis war in seiner Haremstollheit ein würdiges Seitenstück seines Oberlehnsherrn Abdul Medschid. Er nahm so viele Frauen in einen Harem auf, so viele gelangten nach einander zum Range der Favoritin, daß bald kein Mädchen in Tunis mehr war, das nicht vom Glücke träumte, seine Gunst zu erringen. Die geheimnißvolle Anziehungskraft dieses haremsüchtigen Fürsten lockte sogar Europäerinnen an. Um diese Zeit kam eine Engländerin nach Tunis, man sagt, lediglich von dem Rufe des Pascha angezogen. Sie war reich, zwar nicht mehr ganz jung, aber immer noch schön. Sie besaß eine gewisse üppige Körperfülle, einen zarten, wiewohl sehr empfindlichen Teint und dabei roth-blonde Haare, lauter Dinge, die der Orientale sehr schätzt; namentlich röthliche Haare sind ihm (wohl der Seltenheit wegen) etwas Köstliches. Diese Dame wendete alle Mittel an, um den Harem des Fürsten besuchen zu dürfen. Dies glückte ihr auch; sogar das gelang ihr, das Auge des Bey zu fesseln. Die Ceremonie des Schnupftuches, das, den Romanen zufolge, den begünstigten Haremsschönheiten zugeworfen werden soll, scheint ihr besonders im Kopfe gesteckt zu haben. Sie trat ziemlich unverholen als Candidatin für dieses Schnupftuch auf. Dasselbe ist nun freilich mythisch, aber als Ersatz dafür gilt der Befehl, die Auserwählte einem vorbereitenden Dampfbade zu unterziehen. Sie war wirklich so glücklich, Ursache zu diesem Befehle zu geben. Aber das war die Klippe, woran ihr Glück scheiterte. Ihr empfindlicher Teint litt so sehr unter diesem fürchterlich heißen Bade, daß sie durchaus nicht wie eine Aphrodite aus dem Wasser hervorging, sondern mit aufgedunsenem, krankhaft geröthetem Gesichte. Sie schien im ersten Stadium der Gesichtsrose. Obgleich nun die Orientalen das Rothe lieben, so kann doch auch hierin zu viel gethan werden, und der Bey schien offenbar dieser Ansicht. Der Mißerfolg der schönen Zudringlichen gab allen Frauen von Tunis Anlaß zu schadenfrohem Spotte. Sie wurde so weidlich ausgelacht, daß sie schleunigst den Staub dieser undankbaren Stadt von ihren Füßen schüttelte. Indeß wünschen wir ihr Glück zu diesem Mißerfolg. Was wäre zuletzt ihr Loos geworden, wenn sich die Pforten des Harems hinter ihr geschlossen hätten?

Auch hierauf können wir, nach Analogie ähnlicher Fälle, die Antwort aus dem Buch der erwähnten Harems-Schriftstellerin schöpfen. Sie sah im Harem des Khedive zwei junge Europäerinnen, die einst ein vorübergehender Lichtstrahl der fürstlichen Gunst getroffen hatte. Die Aermsten mochten wohl gewähnt haben, diesen Lichtstrahl zu einem dauernden Gestirn verdichtet zu sehen. Aber nein! Die Unbeständigkeit des Orientalen hatte ihn bald dunkel werden lassen. Nun war er gänzlich erloschen, und die einmal vorübergehend von ihm Erleuchteten fristeten als traurige Schatten ihr Leben in dem langweiligen Harem, immer noch gefesselt, immer noch voll Sehnsucht nach einer Wiederkehr des Lichtes — aber umsonst. Eine Orientalin vermag viel eher, eine dauernde Gunst zu erringen, die dann im Rang einer Gattin gipfelt, einmal weil sie ihre Eifersucht meist, wenigstens ihrem Gebieter (dem solche immer lästig ist), geschickt zu verbergen weiß, und dann, weil sie ihm schon von vorneherein, als von gleicher Sitte, Erziehung und Anschauungsweise, bequemer zum Umgange ist; er braucht sich bei ihr nicht zu geniren, er kann ungezwungen mit ihr verkehren, Alles sagen, was ihm in den Kopf kommt, und findet doch nur Beifall. Die Europäerin bildet sich oft ein, daß ihre höhere Bildung, ihre Gaben des Gemüthes und Geistes geeignet seien, den Orientalinnen in der Gunst den Rang abspenstig zu machen. Aber gerade diese Gaben sind dem Orientalen auf die Dauer lästig; er findet sie unbequem, denn sie nöthigen ihn gewissermaßen, immer im Sonntagsstaat des Culturmenschen zu erscheinen. Was ihn an einer Europäerin reizt, ist nur die Neuheit und dann das Pikante, welches in dem Gedanken liegt, die europäische Civilisation in einer ihrer Vertreterinnen gewissermaßen zu erniedrigen, diese wie eine Sklavin zu behandeln, um sie dann in einem Winkel seines Harems trostlos und gedemüthigt fortvegetiren zu lassen; gedemüthigt freilich mehr nach den europäischen Begriffen (die aber doch die ihrigen sind), nicht nach orientalisch-weiblichen; denn diesen gilt noch selbst die vorübergehende Gunst eines Fürsten für ein hohes Glück.

Wie unberechenbar die Launen morgenländischer Fürsten oft sind, das hat die genannte Miß, ihrer Erzählung nach, an sich selbst erfahren. Sie war lediglich als Erzieherin und Gouvernante eines noch sehr jungen Prinzchens für den Harem engagirt worden, und nicht „zu etwas Anderem," wie sie emphatisch sagt. Wir müssen wohl voraussetzen, daß sie jung und schön war, obgleich sie selbst zu bescheiden ist, es mit dürren Worten zu sagen. Reizte diese Schönheit den Gebieter des Harems wirklich, oder wollte er sie nur auf die Probe stellen? Sie selbst sagt auch dies nicht ganz deutlich; aber sie gibt einmal zu verstehen, daß sie jetzt im höchsten Glanz und millionenfachen Reichthum dastehen könnte, wenn — sie keine Grundsätze gehabt hätte. Kurz sie bestand die Riesenprobe, aus einem tete-a-tete mit dem Fürsten, bei dem freilich auch das kleine Prinzchen als Dritter gegenwärtig war, siegreich hervorzugehen. Aber die Haremsschönheiten hatten ihr einen Sieg ganz anderer Natur zugetraut; denn als sie heraustrat, wurde sie von diesen bittersüßen Schwestern glückwünschend umringt, geliebkost, umarmt, geküßt und als neuestes Gestirn am Haremshimmel, als eben installirte Favoritin begrüßt; doch sie wies diese Ehre mit edlem Stolz und Entrüstung ab, was die Haremsschönheiten sehr lächerlich fanden und ihr deßhalb auch gar nicht glauben wollten. Da berief sie sich, als letzte Hilfe in der Noth, auf die Aussage des kleinen Prinzen. Sie zitterte bei dem Gedanken, daß dieses Kind möglicherweise lügen könne, oder daß es die Dinge falsch aufgefaßt habe. Aber nein! der Knabe rettete sie vor der verhaßten Ehre. Dadurch verlor sie freilich mit Einem Schlage das neue Prästigium in den Augen der Haremsschwestern, aber ihr blieb das Bewußtsein des Gerechten.

Ein merkwürdiges Beispiel einer haremssüchtigen Europäerin war auch die geschiedene Lady Elenborough, einstige Miß Digby, die sich zuletzt wieder mit diesem Namen, aber mit „Frau" (Mistreß, das der Engländer Missis ausspricht) vor demselben, nannte. Ueber sie sind in den Zeitungen im vorigen Winter verschiedene, meist etwas entstellte Berichte aufgetaucht, und zwar bei Gelegenheit ihres gemeldeten Todes. Diese Dame war von großer Schönheit und diese Schönheit von einer ganz ausnahmsweisen Widerstandskraft gegen den nagenden Zahn der Zeit. Als ich sie im Jahre 1844 einmal in Smyrna sah, wollte ich schlechterdings nicht glauben, daß sie schon 46 Jahre alt sei, denn sie sah aus wie die Tochter einer dieser Jahre zählenden Frau; aber ein Engländer überzeugte mich von der Wahrheit ihres Alters, und zwar durch ein Peerage, in dem deutlich ihr Geburtsjahr (1808) verzeichnet war, und dieselbe Angabe wurde durch ein deutsches freiherrliches Taschenbuch bestätigt, denn ihr zweiter Gemahl war ein Deutscher, der jenem Stande angehörte. Diese anscheinende Jugendlichkeit beruhte auch nicht auf Kunst, denn sie hatte es nicht nöthig, „de reparer des ans l'irreparable outrage." Dieser „Outrage" war bei ihr nicht vorhanden. Die Zeit schien spurlos an ihr vorübergegangen zu sein. Die Europäer vernahmen mit Neid, daß so viel Schönheit bestimmt sei, den ehelichen Himmel eines arabischen Scheichs zu versüßen. Man munkelte schon damals in Smyrna davon, doch wollte anfangs nicht daran glauben, aber bald darauf reiste sie nach Damascus, wo die verkündete Verbindung wirklich stattfand. Was sie an dem Scheich (der, glaube ich, Abdallah hieß und ein Bruder des Scheichs von Palmyra war, als dessen Stellvertreter er in Damascus die Geschäfte seines Stammes besorgte; wie eine Zeitung aussagte, soll er indeß ein simpler Kameeltreiber gewesen sein) gefunden haben mag, ist schwer zu sagen. Er soll ein ganz gewöhnlicher, auch nicht durch besondere äußerliche Vorzüge gezierter Mann gewesen sein, der sie übrigens gut behandelte und behandeln mußte, denn sie behielt durch ihr Geld (an sich freilich nicht so bedeutend, wie die Blätter behaupteten, aber doch für einen Araber ansehnlich) das Heft in Händen. Sie soll auch ihren Nebenbuhlerinnen, den andern Gattinnen des Scheich, kleine Pensionen gegeben haben, damit diese sie nicht im Vollgenusse des ehelichen Himmels störten. Ihre Ehe scheint mir eben nur aus jener seltsamen Haremstollheit erklärbar, welche einzelne Europäerinnen erfaßt und die hauptsächlich in unseren romanhaften Begriffen über die Natur eines Harems wurzelt. Je mehr man den Orient studiren und richtige Begriffe darüber verbreiten wird, umsomehr wird auch diese komische Verirrung weichen.

Die Ashantis.

„Die Ashantis gehören derselben Familie von Stämmen wie die unter britischer Protection stehenden Fantis an und ihre respectiven Dialecte weichen nur in geringem Grade von einander ab. Das Genie zweier oder dreier Edelleute schuf die Ashanti-Nation, gründete ihre Hauptstadt Kumassie, entwickelte die Goldminen des Landes und breitete schließlich ihr Reich nach der Meeresküste im Westen und im Osten nach Buntuku, eine halb moslemitische Stadt, aus, die noch niemals von irgend einem Europäer erreicht wurde. Der König von Ashanti ist ein constitutioneller Monarch, aber mit vieler absoluter Gewalt. Bei seiner Thronbesteigung wird er von seinen Hauptedelleuten gewarnt, daß er, wenn er nicht gewisse Fundamental-Gesetze befolgt, entthront werden würde, aber andererseits kann er individuelle Personen tyrannisiren. Er und sein Volk sind Heiden, obwohl es ein moslemitisches Quartier in der Hauptstadt gibt; die Mohamedaner sind Handelsleute von den Ländern, die durch den Niger bewässert werden. Der König darf sich 3333 Weiber halten, aber nicht mehr. Einige dieser Damen sind blos Sclavinnen, die in den königlichen Plantagen arbeiten und den Hof mit Cassanda und Feigen versehen; andere wohnen in luxuriös möblirten Zimmern, bewacht von Eunuchen, und sich dem Genuß von Tabak und Palmwein in echt orientalischem Styl hingeben. Intrigue mit einer Frau des Königs wird mit dem Tode bestraft; die Henker martern den Delinquenten von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, indem sie ihn durch die Stadt führen und vor den Häusern aller Häuptlinge und distinguirten Fremden an seinem Leibe Phantasien ausführen. Endlich wird er zum Könige geführt und vor dem Thron buchstäblich in Stücke gehauen. Diese schreckliche Hinrichtungsart kommt nur für das erwähnte Vergehen und für das Verbrechen des Mordes in Anwendung. Es ist ein merkwürdiger Gebrauch in Ashanti, daß wenn der Verurtheilte ein gewisses Wort oder eine Phrase ausruft, er nicht getödtet werden kann, es gibt ihm das Recht des Schutzes; um dies zu verhindern, überfallen die Henker ihre Opfer von hinten und beginnen ihr Werk, indem sie ihm einen Dolch durch beide Wangen stoßen, wodurch der Delinquent wirksam geknebelt ist. Wenn der König stirbt, tödtet sich eine Anzahl Kammerherrn, um ihm auf der Reise nach dem Schattenlande als Escorte zu dienen.

Diese Personen werden Okras oder „Seelen" genannt und tragen ein eigenthümliches goldenes Ordenszeichen, daß ihr Amt anzeigt. — Zu dieser Zeit wird auch eine blutige Saturnalie gefeiert und die jungen Männer des königlichen Hauses rennen durch die Stadt und erschießen, wen sie wollen, selbst die höchsten Persönlichkeiten des Landes. Somit ist der Tod des Königs ein nationales Mißgeschick und das vielleicht liefert den Schlüssel zum Ursprung dieser ungewöhnlichen Gebräuche. Die Ashantis glauben an ein Leben nach dem Tode. Ihr Hades oder School ist unterirdisch; dort nimmt das Leben seinen Fortgang und wird ewig. Der König nimmt seine Königswurde wieder auf, und der Sclave bleibt Sclave. Der Tod ist für sie daher nur eine Auswanderung und sie sterben mit Gleichmuth. Unter der Küstenbevölkerung gibt es mit Bezug auf die von den Ashantis verübten Grausamkeiten ein Sprichwort: „Die Ashanti-Suppe ist zu sehr gesalzen." Ich bin nach Berichten aller Reisenden zu der Annahme geneigt, daß die Küstenstämme ursprünglich eben so barbarisch waren, daß aber ihre Manieren durch Verkehr mit Europäern gebessert wurden. Aber wie die Sache steht, rechtfertigen die Ashantis das Sprichwort und übertreffen in den Todeskünsten nicht nur die Fantis, sondern auch die Dahomeaner. In Kumassie giebt es viele Goldschätze. An Galatagen erscheinen die Häuptlinge auf dem Marktplatze, an den Armen so schwer mit Goldklumpen beladen, daß sie genöthigt sind, dieselben an den Hälsen der Sclaven zu stützen. Ein Edelmann, der ein Verbrechen verübt hatte, bot ein großes Lösegeld für sein Leben an und schließlich sein Gewicht in Gold. Aber der König ließ ihn enthaupten und bemächtigte sich auch seines Goldes. Ich habe selber einen Küsten-Eingeborenen von keinem hohen Range gesehen, der Gold im Werthe von 1000 £. an seiner Person trug und der größte Theil dieses Goldes kam von den Minen in Ashanti. Die Ashanti-Armee ist die Nation. Wenn die Marschordre gegeben ist, schließen sich alle tauglichen Männer ihren Compagnien an und verlassen die Stadt. Die Frauen versammeln sich dann auf den Straßen und wenn sie einen Nachzügler erblicken, prügeln sie ihn unbarmherzig. In der Schlacht nehmen die Generäle in der Nachhut Stellung und hauen alle Retirirenden nieder. Wenn die Schlacht verloren ist, tödten sie sich selber. Einem Selbstmord dieser Art wohnte ich auf der Volta bei. Es fand eine Schlacht zwischen unseren Alliirten und einigen Verbündeten der Ashantis statt. Letztere wurden besiegt und der Ashanti-Häuptling, der gegenwärtig war, warf die Insignien seines Ranges in's Wasser, setzte sich dann auf ein Faß Pulver und sprengte sich in die Luft.

Eine Reise über den Ural.

Professor Ferdinand v. Hochstetter beschreibt in der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" eine Reise über den Ural. Wir sind offenbar, wenigstens die Mehrzahl der nicht nach Rußland gereisten Deutschen, sehr schlecht unterrichtet über den fernen Osten Europa's. Oder sollte es den Lesern von Hochstetter's kurzer Reisebeschreibung nicht auch so ergehen, wie dem Schreiber dieser Zeilen, daß er von Seite zu Seite neue und unerwartete Thatsachen und Aufklärungen findet? Vor allen Dingen bricht Hochstetter mit der Tradition, als ob die letzte Spur der Civilisation am Ural vorüber und jenseits das vollkommen uncivilisirte Asien anfange. Im Gegentheil, der westliche Abhang des Ural, der nichts weniger als ein hohes Gebirge, sondern nur eine Kette von Hügelreihen, freilich 55° lang, die Scheide von Europa und Asien bildet, ist nach Hochstetter die Schattenseite, der östliche Abhang die Sonnenseite des Gebirges. Reichthum, Comfort, Bildung, ja Luxus sind durch die Metallschätze und die reiche montanistische Industrie auf dem asiatischen Abhange mehr zu finden, wie diesseits. Uebrigens ist auch der Ural keine absolute Grenzscheide wie etwa die Alpen, so daß man hinter der Paßhöhe das Gefühl hat, in ein anderes Land, Sprach- und Flußgebiet zu kommen. Man würde, wenn die Wälder nicht gerade in der Grenzzone selbst geschlagen wären, und auf allen Straßen Denktafeln die Grenze fixirten, kaum bemerken, daß man bereits über die Linie hinaus ist, welche die Völker trennt, und in das jenseitige Asien hineinführt.

Außerordentlich verschieden ist die Reise, wie sie der Wiener Professor im vorigen Herbst machte, von der Art, wie sie noch vor 40 Jahren die Berliner Gelehrten Alexander v. Humboldt, Gustav Rose und Ehrenberg unternahmen. In zwei Monaten, in außerordentlich bequemen Eisenbahnwagen und auf ganz besonders schönen Dampfschiffen, wurde die 1500 deutsche Meilen lange Reise mit längerem Aufenthalt an den Haupt-Bergwerksorten des Ural von Wien bis wieder Wien zurückgelegt. Noch als Sir Roderik Murchison 1841 mit seinen Forschungen im Ural beschäftigt war, dauerte die Reise von Berlin nach Katharinenburg mit einem mäßigen Aufenthalte in Petersburg beinahe 2 Monate. Gegenwärtig verläßt man in Nischnei-Nowogorod den Eisenbahn-Waggon und fährt bis nach Perm auf dem Wolga-Schiff.

Hochstetter hat die Gold-, Eisen- und Salz-Industrie und auch die Industrie der Edelstein-Gewinnung außerordentlich genau studirt. Sehr interessant ist das von ihm deutlich beleuchtete Factum, daß trotzdem der ganze Ural voll Wälder steht, und der Reisende fast immer in Waldstrecken fährt, dennoch der ungeheure Holzmangel störend und vertheuernd in die mächtigen Arbeiten eingreift. Die Schuld hievon trägt lediglich die Holzvergeudung in den unmittelbaren Berg-Districten und eine schlechte und irrationelle Forstwirthschaft. Dazu kommen colossale Waldbrände und verheerende Windbrüche und so geschieht es, daß, während in Oesterreich die Salinen einen Centner Salz mit weniger als einem Centner Holz fördern, man in Rußland mehr als das Doppelte verbraucht. Die Salzwerke von Ussolje und Beresnik an der Kama gehören zu den reichsten der ganzen Welt. Die Eisenwerke, ursprünglich durch den berühmten Schmied von Thula, Nikita Demidoff, dem Stammherrn der jetzt so bekannten Familie Demidoff, und einem Deutschen Namens Henning begründet, floriren seit den Tagen Peters des Großen. Hochstetter beschreibt ein Etablissement in Perm selbst, welches gegen 3000 Arbeiter beschäftigt und Festungsgeschütze, Schiffskanonen, Mörser und Geschosse verfertigt, die in nichts den Krupp'schen Erzeugnissen nachstehen sollen. Der Chef des Bergwesens in Petersburg, General v. Rachette, gab die Anregung zu diesem kaiserl. Bauwerk und Herr Nikolaus Woronzoff ist der gegenwärtige Director desselben. Der Hauptreichthum an Eisen-Erzen aber ist bei Nischnei-Tagilsk und Kuschwa zu suchen, Bergwerken, bei denen noch heute der Löwenantheil den Fürsten Demidoff gehört. Die Wirkung der dort gefundenen Magneteisen-Steine ist eine so mächtige, daß sie den Compaß der Reisenden stark afficirt. Ueberall fanden die Reisenden unter den Hütten-Arbeitern ingeniöse Deutsche, bei den Eisenwerken jedoch mehr als den andern mineralischen Werken.

Die Gold-Industrie verbessert die Sitten der mit ihr beschäftigten Personen keineswegs. In den Gold-Districten hat sich ein Betrüger vor dem andern zu hüten. Bei Slatust hatte ein Hausirer auf der Durchreise in der Dunkelheit einen großen Klumpen Gold gekauft. Als er ihn am folgenden Tage untersuchte, fand er, daß der Klumpen vergoldetes Blei war. Der Verkäufer aber, als er die Tage seine Banknoten überzählte, erkennt, daß dieselben falsch waren. Indessen sind die bedeutendsten Goldklumpen der Welt gerade am Ural gefunden worden. So bewahrt das Petersburger Berg-Museum den berühmten Tegoborski-Klumpen mit einem Gewicht von 61 Pfund auf, von welchem das Berliner Mineralien-Cabinet eine genaue Nachbildung besitzt; nur die australischen Goldklumpen neuester Zeit übertreffen die uralischen an Größe. Die Goldschmiede-Kunst ist in der Nähe des Ural, um Unterschlagungen zu steuern, ein verbotenes Gewerbe. Die Verpaschung des Goldes geschieht daher meist in Honigtonnen und das Sprüchwort sagt daher, daß eine russische Honigtonne mehr werth sei als ein Dutzend persische.

An Kupfer-Erzen hat der Ural jedenfalls in der Nähe von Katharinenburg die allerinteressantesten Vorkommnisse, darunter das Unicum Rußlands, den berühmten Malachit, der zu außerordentlich schönen Gefäßen verarbeitet wird. Es gibt kaum ein Schloß in Europa, in welchem man nicht als kostbarstes Geschenk der russischen Kaiser große Vasen oder Leuchter von diesem grünen Wundergestein vorfände. Von den beiden großen Städten, welche Hochstetter beschreibt, hat das cis-uralische Perm 30.000, das trans-uralische viel städtischere Katharinenburg 22.000 Einwohner. Der Emporkömmling unter den uralischen Städten, Nischnei-Tagilsk, hat aber bereits Katharinenburg überflügelt und es wird nicht lange dauern, so wird diese Stadt auch mehr Einwohner haben als Perm. Was aber Pracht und Schönheit betrifft, so kann es keine Stadt des Ural mit Katharinenburg aufnehmen. Die Russen nennen es Klein-Petersburg und sind stolz auf die weitläufig gebaute, mit ihren Palästen am Flusse Isset an die Pracht des Orientes erinnernde Stadt. Die große Straße von Katharinenburg nach Perm, welche die Reisenden als Rückweg einschlugen, der Anlage nach eine der schönsten der Welt, ist freilich ein Beweis, wie mitten in aller Blüthe der russischen Civilisation der Pilz der Corruption überwuchert. Die Regierung ist mit dieser Straße offenbar betrogen worden; denn da sie ohne steineren Unterbau angelegt ist, so ist sie im entsetzlichsten Zustande und die früher in 36 Stunden zurückgelegte Fahrt dauert jetzt 4 Tage. Und doch ist es eine der belebtesten Straßen der Welt; Hochstetter hat in den 4 Tagen seiner Reise 3586 Frachtwagen gezählt, die welche er verschlafen hat, nicht mitgerechnet. Das Schluß-Erlebniß, die Qualen der Fahrt auf einer schlecht gewordenen Chaussee führt unsern Reisenden, der heutigen Zeit vollkommen entsprechend, darauf, daß er die Nothwendigkeit einer Ural Bahn beleuchtet.

Markleham's Nachbarin.

Zehn Jahre lang war Hugh Markleham in fremden Ländern umhergewandert. In finanzieller Hinsicht war er erfolgreich gewesen, aber während dieser ganzen Periode war er buchstäblich heimathslos. Jetzt war er auf dem Wege nach seiner ihm gehörenden Heimath.

„Die erste Straße links jenseits der Brücke," dachte Herr Markleham im Stillen, „und das erste Haus, welches dann kommt, ist das rechte. Ich bin sicher, diese Anweisungen sind deutlich genug."

Er steckte dann sein Memorandenbuch, in das Herr Moses Gibbs, der Hausagent, verschiedene Angaben über seinen neuen Kauf eingetragen hatte, wieder in seine Tasche und setzte dann seinen Weg fort.

Hugh Markleham hatte klare, nußbraune Augen, ein reiches dunkles Haar und ein Gebiß von glänzendweißen Zähnen, während seine Figur so stark und kräftig wie die eines Hinterwälders war.

Er blieb zögernd vor einer niedrigen Eingangspforte stehen, die an einer Angel hing, von der aus ein Pfad durch das Gebüsch zu einem einstöckigen Hause führte.

„Unsinn!" murmelte er für sich selbst; „es kann das Besitzthum nicht sein. Aber Gibbs sagte ausdrücklich, ein wünschenswerthes Landhaus in der Mitte reizender Gründe. Und beim Zeus, das ist dieselbe Stelle!"

Er öffnete den Eingang, und sah mit Kies bestreute Pfade vor sich, die in der Dämmerung ganz weiß schienen und die an beiden Seiten mit Immergrün eingefaßt waren. Hier und dort fand sich unter den taublosen Zweigen von Ulmen und Ahornbäumen ein einfacher ländlicher Sitz, und das von allen Seiten mit Verandas umgebene Landhaus stimmte vollkommen mit der Idee überein, die sich unser Held von dem wünschenswerthen Landhause entworfen hatte das ihm in so rühmenden Ausdrücken von dem Herrn Gibbs, dem Haus- und Versicherungsagenten, beschrieben worden war.

„Ja, ja," sagte Herr Markleham zu sich selbst, als er in dem Fußpfade voranschritt, „hier werde ich mich so behaglich fühlen, wie das nur möglich ist. Ich hatte stets eine Vorliebe für Waldeinsamkeit und—. Aber was ist das? Ein brennendes Feuer, so wahr ich lebe! Nun, diese Aufmerksamkeit macht Gibbs Ehre!"

Sein Gesicht lächelte noch weit mehr, als er die Thüre eines Zimmers öffnete, dessen Fußboden mit einem grünen Brüsseler Teppich bedeckt und dessen Fenster mit dazu passenden Vorhängen verziert waren, während im Camin ein freundliches Kohlenfeuer flackerte, dessen Strahlen sich über das ganze Zimmer verbreiteten. Dicht neben der sammtnen Fußdecke vor dem Camin stand ein mit Kissen versehener Armstuhl.

„Gibbs sagte mir, es gäbe im Hause noch einige Möbel und eine alte Frau sei mit der Bewachung derselben beauftragt," dachte Markleham, als er sich in dem Armstuhle niederließ und seine erstarrten Finger über dem Feuer zu erwärmen versuchte, „aber ich hatte keine Idee davon, daß ich Alles so freundlich finden würde! O, es ist doch ein schönes Gefühl, sich in seinem Eigenthum zu befinden! Gemalte Wände und in der Mitte des Zimmers ein Blumentisch mit einer blühenden Theerose!" Und er pausirte einen Augenblick, um sich an dem Aroma, das diese Theerose um sich her verbreitete, zu erfreuen. „Und, was sehe ich hier? Zeitschriften und Bücher auf dem Tische! Dieser Gibbs ist ein Juwel! Er sagte mir, das Haus werde mir gefallen und ich glaube, er hat beschlossen, daß ich mich gleich am ersten Tage in dasselbe verlieben soll."

Herr Markleham lehnte sich an seine Kissen und, seltsam genug, seine Gedanken gingen um zehn Jahre zu den Tagen zurück, wo er unter den hübschen Mädchen in Caristown ein preux chevalier war.

„Puh!" rief er aus. „Wie wahr ist doch das Sprüchwort, daß ein alter Narr der ärgste Narr ist! Ich glaube beinahe, in diesem behaglichen Zimmer mit der Rose, den gemalten Wänden und dem Feuer im Camine fühlt man sich zum Ehestande angelockt. Aber ich bin schon über vierzig Jahre alt."

Während Herr Markleham in aller Behaglichkeit neben dem Camine saß, wurde die Thüre des Nebenzimmers geöffnet, und in dasselbe traten zwei junge Damen mit Grübchen in den Wangen ein, die von dem kalten Winde glühten und deren Augen wie vier Sterne funkelten, die aus ihren Sphären herausgewandert waren und sich unter nußbraune Augenwimper versteckt hatten.

„Wie, Lizzie," rief die Kleinere, die eben ihren Hut abgenommen hatte und ihn auf den Tisch legen wollte, „es ist Jemand in unserem Besuchszimmer!"

„Unsinn!" sagte Lizzie, die, obschon 28 oder 29 Jahre alt, doch wie eine Rose blühte und mit ihren hübschen rothen Lippen und ihrem Stumpfnäschen sehr liebenswürdig aussah, „die Katze und die Grillen mögen dort sein, aber wer sollte sonst sich da befinden? Du bist sicher ein Gänschen!"

„Aber, ich sage Dir, ich sah," erwiderte Sue, die mit einer Art von nervösem Schrecken den Arm ihrer Cousine faßte. „Ein großer, schlanker Mann sitzt in Deinem Armstuhl und blickt ins Feuer!"

„Dummes Zeug!" rief Lizzie. „Laß meinen Arm los. Ich will gehen und selbst sehen. Ich bin überzeugt Du bist in einem Irrthum."

Und sie trat muthig in das Zimmer ein, worin unser Held saß.

Lizzie Wymann hatte erwartet, nichts weiter als einen Schatten oder etwa einen verlaufenen Hund zu sehen, der sich im Hause gegen die Kälte schützen wolle. Als sie aber eine wahrhafte Probe des genus homo vor sich sah, stand sie plötzlich still und sah den Eindringling starr an. Herr Markleham betrachtete sie in ähnlicher Weise. Moses Gibbs hatte eine alte Frau erwähnt. Seine Ideen von alten Personen mußten sicher sehr verwirrt sein. Unser Held fand aber seine Selbstbeherrschung beinahe augenblicklich wieder.

„Ich vermuthe, Sie sind Mary Ann," sagte er freundlich.

„Nein, Sir," antwortete Miß Wyman noch immer irre. „Ich bin Lizzie!"

„O, Lizzie? Nun, es ist ganz dasselbe. Ich vermuthe, Sie erwarteten mich noch nicht?"

„Nein, Sir; sicher nicht," erwiderte Lizzie, die sich verwundert fragte, ob sie wohl träume oder nicht.

„Es ist Alles in Ordnung," sagte Herr Markleham. „Hier ist Alles so hübsch und behaglich, Lizzie, und das Beste, was Sie mir thun können, ist, mir Etwas zum Abendessen zu bereiten, eine Bratwurst oder gebackenen Schinken oder etwas der Art, aber seien Sie flink, denn ich bin halb verhungert. Und, Lizzie, Sie können das andere Mädchen fortschicken, um Das einzukaufen, was Sie für das Küchendepartement brauchen. Natürlich," fügte er hinzu, als er eine Banknote hervorzog und sie, wie ein grand Seigneur, der verwunderten Dame reichte, „habe ich nicht die Absicht, zwei Mädchen zu halten, obschon ich einen Mann miethen muß, der die Pferde besorgt. Nun eilen Sie und besorgen Sie mir Etwas zu essen!"

Lizzie Wyman zog sich zu Sue Baring zurück, das Geld in der Hand, von unterdrücktem Lachen scharlachrothe.

„Sue," rief sie im Augenblick, wo die Thüre geschlossen war, „ich sehe jetzt Alles!"

„Nicht war, der Mann ist aus einem Irrenhause entsprungen? O, Gott! Wir werden Alle ermordet werden," rief Sue, die krampfhaft aufgeregt war.

„Nichts davon!" sagte Lizzie energisch. „Er hat sich nur einen großen Irrthum zu Schulden kommen lassen. Sue, es ist der alte Hagestolz, welcher das Haus neben uns gekauft hat.

„O!" rief Sue, deren Augen vor Vergnügen zu funkeln anfingen. „Aber, Lizzie, was willst Du thun?"

„Ihm ein so hübsches Abendessen besorgen, wie ich es vermag, und hinterher ihm seinen Irrthum in der möglichst höflichen Art erklären. Der arme Mann, ich meine, er ist sehr hübsch."

„Was für ein Spaß?" rief Sue heiter, in die Hände klatschend. „Und, Lizzie, ich werde nach dem Verfahren des Herrn Duvalle den Kaffee kochen und eine Omelette bereiten, während Du den Schinken röstest; und dann das Backwerk, das wir diesen Morgen besorgt haben, wird uns dabei auch zu Statten kommen. Meinst Du nicht auch?"

Und die beiden Mädchen waren nun in der Küche beschäftigt, um Alles gut zu besorgen, während Herr Markleham am Camine saß und sich verwundert fragte, wie Gibbs von einer alten Frau hätte sprechen können.

„Sie hat ja Wangen wie Pfirsiche und Haare so dick und braun und glänzend wie meine eigenen," sagte er zu sich selbst. „Alt? In der That, es würde gar kein schlechter Spaß sein, ein solches Mädchen im Hause zu haben. Sie sollte wegen ihres hübschen Gesichtes einen höheren Lohn haben."

Zehn Minuten später saß er an einem Tische, auf dem sich eine reiche Mahlzeit befand.

„Alles ist in der That ganz vorzüglich, Lizzie," sagte Herr Markleham gleich einem Gönner. „Es macht mir Freude, zu sehen, daß Sie eine so gute Köchin sind."

Mit diesen Worten schritt er dazu, ihren Bemühungen praktisch Gerechtigkeit zu Theil werden zu lassen; denn der lange Spaziergang hatte seinen Appetit, der zu allen Zeiten ein sehr guter war, noch verschärft. Lizzie Wyman überwachte ihn während der Zeit ganz ruhig.

„Ein sehr schönes Abendessen, Lizzie!" sagte Herr Markleham, als er seine Serviette zusammenfaltete und sie auf den Tisch legte, ehe er aus seinem Cigarrenetuis eine Cigarre herauszog.

„Es macht mir Vergnügen, daß es Ihnen geschmeckt hat," antwortete Lizzie, „und ich hoffe daß Sie, wenn Sie unser Nachbar in Laurel Cottage sind, uns öfters des Abends besuchen werden, um an unserem einfachen Mahle Theil zu nehmen."

„Wie?" rief Markleham, der erschrocken zurückfuhr. „Ist das nicht Laurel Cottage? Bin ich nicht in meinem eignen Hause?"

„Nein, Sir," antwortete Miß Wyman ihm ganz ernst. „Sie sind in meinem Hause und ich bin Elisabeth Wyman, Ihre künftige Nachbarin, die sich sehr gefreut hat, Ihre Bekanntschaft zu machen, selbst in dieser etwas ungewöhnlichen Art."

„Ich — ich bitte Sie um Verzeihung, Miß Wyman," keuchte unser Held, der in einem Athemzuge erst scharlachroth und dann blaß wurde. „Ich begreife nicht, wie ich dazu gekommen bin mich eines so lächerlichen Irrthums schuldig zu machen! Für was für einen großen Esel müssen Sie mich gehalten haben!"

Und ein kalter Schweiß bedeckte sein Gesicht, als er sich der Art erinnerte, in der er die junge Dame, die er für seine Dienerin hielt, angeredet hatte.

„Ich will gehen," stammelte er, während er die nicht gerauchte Cigarre fortwarf und nach seinem Hute griff, mit einem Gesichte, welches ein solches Elend aussprach, daß Lizzie Wyman's weibliches Mitleid ihm zu Hülfe kam.

„Das werden Sie nicht thun, Herr Markleham," sagte sie. „Mein Bruder wird sogleich hier sein und Sie werden hier bleiben und den Abend mit uns verleben und lernen, über Ihren eigenen Irrthum zu lachen."

So blieb Herr Markleham da, bis Tom Wyman mit dem Abendzuge aus New York zurückkam, und er sagte später oft, er habe in seinem ganzen Leben nie einen angenehmeren Abend genossen.

Ein großes Geschäft.

„Sage mir, John, ging diese Frau nicht weinend von hier fort?"

„Sie heulte ein Bischen," antwortete John Gleddin, der hinter seinem Arbeitstisch hervorkam.

„Weshalb?" fragte George Austin, der erste Sprecher.

„Nun, die Thatsache ist, George, sie versetzte vor einigen Wochen eine Busennadel und sie wollte sie jetzt wieder einlösen; aber der Verfalltag war längst vorüber und ich konnte mich nicht darauf einlassen."

„Du konntest dich nicht darauf einlassen? Weshalb nicht?"

„Ei — um des Himmels willen! Die Busennadel war von Perlen und einem Granat, in einer Fassung, wie ich sie nie schöner sah, — die Perlen rein orientalisch und der Granat wie ein carmoisinrother Rubin."

„Und wie viel hattest du ihr darauf vorgestreckt?"

„Zehn Dollars!"

„Und sie war werth?"

„Wenigstens fünfzig."

„Und wahrscheinlich war es ein Andenken?" —

„So sagte sie. Aber den Erzählungen armer Leute, welche kommen, um Schmucksachen zu verpfänden, ist nicht viel Glauben zu schenken. Sie hatte ihre Noth, und ich habe meine Regeln. Sie kannte diese Regeln, ehe sie mir die Tuchnadel ließ, und sie brauchte nicht wiederzukommen, nachdem die Verfallzeit abgelaufen war."

John Gleddin und George Austin waren Cousins. George's Mutter war die Schwester von John's Vater gewesen, aber Beide waren todt und John und George waren Waisen. George hatte die Buchdruckerkunst erlernt und arbeitete jetzt als Setzer an einer Zeitung, während John als Schreiber bei einem Pfandverleiher eingetreten war, und obschon er erst fünfundzwanzig Jahre alt war, so hatte er doch schon alle Kniffe gelernt, wie man von den Armen und Dürftigen Geld erpressen kann. Aber John Gleddin betrieb das Geschäft nicht unter seinem eigenen Namen. Der Mann vor ihm hieß Joshua Slurr und John bediente sich desselben Namens. „Joshua Slurr" erschien unter den drei goldenen Kugeln über der Thüre und ebenso auf seinen Geschäftskarten, und alle seine Quittungen und Pfandzettel unterzeichnete er „J. Slurr."

„Ich weiß nicht, John," sagte George, der zwei Jahre jünger war, als sein Cousin, nach einigem Nachdenken, „aber ich will doch viel lieber an meinem Setzkasten arbeiten, als in deinem Geschäfte zu sein."

„Bah! Du bist weichherzig. Ich sage dir, George, ich verdiene viel Geld, du hast gar keine Idee von dem Gewinn."

„Zum Beispiel," sagte George, „daß du vielleicht an dieser Busennadel zwanzig Dollars gewonnen?"

„Nein — dreißig."

„Nun, — ich möchte die Bürde der Seufzer und der Thränen nicht für die zehnfache Summe auf meinem Gewissen haben, daraus kannst du ersehen, wie ich fühle."

Kurz nachher ging George Austin in seine Setzerei zurück und da es beinahe Abend war, so machte John seine Vorbereitungen, seinen Laden zu schließen. Er hatte schon den größten Theil seiner Schmucksachen unter Verschluß gebracht, als die Thüre seines Ladens geöffnet wurde und ein ältlicher Herr eintrat, der sehr gut aussah und sehr anständig gekleidet war, obschon seine etwas beschmutzte Kleidung stark nach Salzwasser roch.

„Ist der Eigenthümer anwesend?" fragte der Herr.

John nickte bejahend.

„Herr Slurr, wie ich glaube?"

John wiederholte sein bejahendes Nicken.

Ich bin in einer Verlegenheit," sagte der Herr mit einem verdrießlichen Lächeln, als sei der Laden eines Pfandverleihers der unangenehmste Platz, den er gewählt haben konnte, um sich aus seiner Verlegenheit zu ziehen.

„Ich bin eben erst in Ihrer Stadt gelandet und entdeckte, daß mein Gepäck durch die lächerlichste Unachtsamkeit von meiner Seite nach New York geschickt worden ist. Ich nahm in London einen Wechsel auf Boston und nicht blos dieser, sondern auch einige Fünf- und Zehnpfundnoten der englischen Bank sind jetzt in der entfernten Handelsmetropole. So bin ich gezwungen (ein neues verdrießliches Lächeln), mich an Jemand zu wenden, der mir gegen ein Unterpfand Credit schenkt."

John Gleddin verbeugte sich höflich und sagte, er werde sich freuen, ihm dienen zu können."

Dann zog der Herr aus seiner Tasche ein kleines Etui von Corduan, aus dem er eine goldene Uhr hervorzog. John nahm die Uhr, hielt sie gegen das Gaslicht und fand bei der Prüfung, daß es ein Meisterstück eines der berühmtesten Uhrmacher in der Schweiz war, die nicht unter 300 Dollars in Gold gekauft werden konnte.

„Wie viel brauchen Sie darauf?" fragte er, während er die Uhr wieder in das Etui steckte.

„Genug, um sicher damit nach New York zu gelangen."

John begann, ihm auseinanderzusetzen, mit wie vielen großen Gefahren sein Geschäft verbunden sei, aber der Herr unterbrach ihn mit den Worten:

„Ich verlange nicht, daß Sie sich um meinetwillen irgend einer Gefahr aussetzen. Ich biete Ihnen die Uhr gar nicht zum Verkauf an. Ich wünsche nur, sie Ihnen für eine kleine Summe als Sicherheit zu lassen. Ich habe noch eine zweite Uhr, die ganz ebenso ist. Ich kaufte sie für zwei Verwandte von mir zum Geschenk und würde sie nicht für den zehnfachen Preis verkaufen. Fünfzig Dollars genügen mir."

„Auf wie lange gebrauchen Sie die fünfzig Dollars?"

„Nun, lassen Sie uns sagen, auf zwei Wochen."

Wir wollen hier die Ränke eines Pfandverleihers nicht aufzählen, sondern blos erwähnen, daß John zuletzt seinem Kunden die fünfzig Dollars auszahlte und die Uhr nahm; und das Geschäft, wie er es nannte, stand so: Der Herr konnte im Verlauf der nächsten zwei Wochen die Uhr gegen die Zahlung von sechzig Dollars zu irgend einer Zeit wieder einlösen.

„Ziemlich hohe Interessen," bemerkte der ältliche Herr mit einem noch verdrießlicheren und ernsteren Lächeln, als die früheren gewesen waren.

John würde ihm auf's Neue die außerordentlichen Gefahren seines Geschäfts erklärt haben, aber der Kunde wollte Nichts davon hören.

„Welcher Name?" sagte John, der seine Feder in der Hand hielt, um das Geschäft in sein Buch einzutragen.

„Schreiben Sie Simon Snibbs, wenn Sie einen Namen eintragen müssen."

Diesen Namen trug John ein, legte die Uhr an einen sicheren Ort und der Kunde entfernte sich mit seinen fünfzig Dollars.

Als der Herr sich entfernt hatte, holte John die Uhr wieder hervor und betrachtete sie von Neuem. Seine Augen glänzten gierig. Vielleicht verhinderte irgend ein Zufall die Einlösung des Pfandes zur rechten Zeit. Der Gedanke ließ sein ganzes Herz erzittern.

Die Tage vergingen und eine Woche war vorüber und ebenso verfloß die zweite.

Zuletzt kehrte der Herr zurück und fragte nach seiner Uhr.

„Welcher Name?" fragte John, der sich stellte, als habe er ihn vergessen.

„Snibbs, — Simon Snibbs."

„Ach, ja, ich erinnere mich. Lassen Sie mich sehen," und er blickte in sein Buch. „Wirklich, Herr Snibbs, Sie müssen sich in einem Irrthum befanden. Ich habe von Ihnen keine Uhr."

„Wie, Sir?" rief der Herr ganz außer sich vor Erstaunen. „Ließ ich Ihnen nicht eine goldene Uhr als Unterpfand für eine gewisse Summe, die ich von Ihnen lieh."

John lächelte freundlich.

„Nicht genau so, wie Sie sagen, Herr Snibbs. Wenn Sie Ihr Gedächtniß befragen wollen, so werden Sie sich erinnern, daß ich die Uhr kaufte, — daß Sie mir als Quittung für das gezahlte Geld einen regelmäßigen Verkaufsschein gaben, aber mit dem Vorbehalt, daß die Uhr, wenn Sie mir im Laufe der nächsten zwei Wochen die Summe von sechzig Dollars zahlten, wieder ihr Eigenthum sein sollte. Die zwei Wochen erloschen gestern, Sir."

„Aber, Sir! Wollen Sie—"

John erhob seine Hand warnend.

„Es liegt hier gar kein Grund vor, in Leidenschaft zu gerathen, Sir, Sie sehen, wie die Sache steht."

Der alte Mann mäßigte seinen Zorn und begann die Sachlage zu erklären. Er erzählte wie er durch einen unerwarteten Zufall in New York aufgehalten worden, wie er erst heute eingetroffen und sogleich gegangen sei, die Uhr einzulösen.

„Ich machte mir gar keine Sorge," sagte er, „weil ich nicht glauben konnte, daß irgend ein Mensch so gemein, so kaltblütig herzlos und so niederträchtig sein könne, mich unter einem solchen Vorwande zu berauben."

Darüber wurde John zornig und gebot dem Mann, seinen Laden augenblicklich zu verlassen.

Und der alte Herr, welcher augenscheinlich befürchtete, von seinem Zorn zu weit fortgerissen zu werden, wenn er länger in der Nähe dieses Schurken bliebe, preßte seine Lippen dicht zusammen und ging fort.

Am Nachmittage desselben Tages verkaufte John Gleddin die Uhr an einen Agenten für 275 Dollars.

„Halloh!" rief er, als George Austin des Abends in seinen Laden trat. „Arbeite an deinem Setzkasten dich müde, alter Junge!"

„Nun, was giebt es, John?"

„Das größte Geschäft, das ich je gemacht habe; 225 Dollars in meiner Tasche, als Interessen für 50 Dollars auf zwei Wochen! Was sagst du dazu?"

„Wäre Geld der Hauptzweck des Menschen," antwortete George ruhig, „wäre Geld die einzige Quelle des Glückes, so würde ich sagen, du seiest auf dem richtigen Wege. Du kennst aber meine Gesinnungen und wir wollen uns über diesen Punkt in keine Erörterungen einlassen. Und überdies haben wir dazu auch gar keine Zeit. Ich kam, um dir mitzutheilen, daß unser Oheim Moses zurückgekehrt ist."

„Oheim Moses!" rief John ganz erfreut.

„Ja. Er ist heute hier eingetroffen und hat mich diesen Nachmittag besucht und mir aufgetragen, mit dir diesen Abend ihn in Tremont's Hotel zu besuchen."

„Natürlich gehen wir zu ihm," sagte John, der sofort seine schätzbaren Sachen aufräumte und in Sicherheit brachte. „Der alte Mann muß ein großes Vermögen besitzen und wir beide sind seine einzigen Verwandten!"

„Er ist sicher reich!" antwortete Georg ruhig, „und wir sind seine einzigen nahen Verwandten; aber daran denke ich nicht. Ich erinnere mich blos, wie sehr ich ihn in meiner Kindheit liebte, als meine Mutter noch lebte, die er aufzuheitern und zu trösten suchte, und wie er mir unter den großen Bäumen zu spielen pflegte."

„Und ich erinnere mich," fügte John hinzu, „wie er mir zu sagen pflegte, ich verdiene Ohrfeigen, weil ich Vogelnester ausnahm und aus den Gärten unserer Nachbaren Aepfel und Pfirsiche stahl. Alles das war vor langer Zeit. Ich habe ihm das Alles vergeben. Ich sage, George, wenn wir ihm gefallen, dann sind wir glücklich. Meinst du das nicht auch? Du wirst ihm doch Nichts sagen über—über—"

„Worüber?"

„Ich wollte sagen, über mein Geschäft; aber das befürchte ich nicht."

„Du brauchst nicht zu befürchten, daß ich ihm Etwas zu deinem Nachtheil sagen werde, John; du wirst finden, daß der Oheim Moses einer der muntersten und gütigsten Männer ist, die du je gesehen?"

Und sobald John seine Toilette gemacht hatte, gingen die beiden Cousins fort.

Oheim Moses Gleddin war der Bruder von John's Vater und von George's Mutter, und seit vielen Jahren war er als Agent amerikanischer Häuser in Europa gewesen, und es war bekannt, daß er sich in seiner Stellung ein großes Vermögen erworben hatte. Er hatte sich jung verheirathet, aber seine Frau war gestorben, ohne ihm Kinder zu hinterlassen. Er hatte sich nie wieder verheirathet und demzufolge waren die Hoffnungen seiner beiden Neffen nicht unbegründet. —

Zuletzt erreichten die beiden jungen Leute das Hotel, und da George seinen Oheim schon gesprochen hatte, schritt er voran.

„Oheim Moses," sagte er bei seinem Eintritt ins Zimmer, wo ein lächelnder, kräftiger, ältlicher Herr aufstand, um sie zu empfangen, „das ist John. John, das ist unser Oheim Moses!"

John blickte ihn an und wurde todtenblaß.

Der Oheim sah ihn an und sein Gesicht färbte sich scharlachroth.

„Wie—das ist—John?"

„Natürlich ist es John, lieber Oheim," antwortete George.

„Und nicht Joshua Slurr?"

„O," rief George, welcher glaubte, der Oheim Moses möge durch irgend einen Zufall John an der Thüre seines Hauses gesehen haben, über welcher dieser Name stand, „das ist der Name des Mannes, der vor ihm im Geschäft war!"

„Und," fügte Oheim Moses ernst hinzu „wenn ich mich nicht täusche, so ist es der Name, unter dem er das Geschäft betreibt?"

John Gleddin konnte es nicht in Abrede stellen, denn er erkannte in dem Oheim Moses den Mann, von dem er in einer so gemeinen Art eine werthvolle Uhr genommen hatte. Er versuchte, etwas zu sagen, aber die Worte erstarben auf seinen Lippen und er stand wie ein durchgepeitschter Köter vor seinen Verwandten. Endlich faßte er soviel Muth, um den alten Herrn um Vergebung zu bitten.

„Ich mag dir vielleicht vergeben," sagte der Oheim Moses, „aber ich kann dir jetzt kein Vertrauen schenken. Ich denke, du thust am besten, du gehst jetzt zu Hause und beschläfst es. Wir wollen es beide beschlafen. Ich mag jetzt nicht gern davon sprechen. Die Wunde ist noch zu frisch."

John Gleddin wünschte ebensowenig, länger da zu bleiben, wie sein Oheim, ihn zurückzuhalten, und ohne weiter Etwas zu sagen, entfernte er sich. Als er nach Hause kam, dachte er an die verkaufte Uhr und die dabei gewonnenen 225 Dollar, wobei sich ihm die Ueberzeugung aufdrängte, daß das gemachte große Geschäft ihn leicht um seine größeren Erwartungen bringen könne.

Und so stellte es sich zuletzt wirklich heraus. Der Oheim konnte dem unehrlichen, gewissenlosen Neffen weder vertrauen, noch ihn lieben, und John trieb die Unverschämtheit auch nicht so weit, zärtliche Rücksichten von einem Manne zu fordern, den er in einer so unverantwortlichen Weise betrogen hatte. Die Folge war, daß der brave Setzer in kurzer Zeit seinen Setzkasten verlassen und sich des Reichthums erfreuen konnte, dessen er in den Augen seines Oheims würdig war. Was der Pfandverleiher mit der Zeit gewinnen mag, können wir nicht sagen, aber wenn er je das verlorene Vertrauen seines Oheims wieder gewinnt, so geschieht das sicher erst, wenn er durch sein Betragen gezeigt hat, daß Wahrheit und Ehre in seinen Augen mehr Werth haben, als der schmutzige Gewinn von solchen Geschäften, mit denen er bisher seine Hände besudelt hat.

Das Bleichen des Schellacks durch Thierkohle und Sonnenlicht.

Zum Poliren von hellfarbigem Holze wie Ahorn-, Pappel- und Lindenholz ist die eigenthümlich braune Farbe des käuflichen Schellacks störend, selbst wenn man die hellste Qualität desselben auswählt. Für solche verdient der gebleichte Schellack den Vorzug. All in das Bleichen des Schellacks hat seine großen Schwierigkeit insofern, als das Verfahren, nach der gewöhnlichen Weise ausgeführt, ein nicht in jeder Beziehung unverändertes Product ergiebt; namentlich wird der Schellack durch Anwendung der Bleichmittel insofern verändert, als die Politur spröd ist, abspringt, und, wenn sie auch nur eine Spur Chlor enthält, die Metalleinlegungen in das Holz blind macht. Bleicht man nun den Schellack auf folgende Weise, so zeigt der Lack diese Fehler nicht: man löse nämlich denselben in 90° Weingeist auf und setze der Auflösung so viel feingekörnte Knochenkohle zu, daß dadurch ein dünner Brei entsteht; das ganze Gemisch setzt man ferner mehrere Tage lang der Einwirkung der directen Sonnenstrahlen aus, schüttelt während dieser Zeit wiederholt gründlich durch und läßt endlich den Schellack, ist dessen Bleiche nach Wunsch ausgefallen, durch einen Filtrirapparat laufen.

Von der Wiener Weltausstellung.

Persisches Zelt. Gegenüber dem persischen Pavillon, ist ein großes persisches Doppelzelt, wie solche von Generalen benützt werden, aufgeschlagen. In dem großen Zelt, das aus weißer fester Leinwand mit ausgenähten Ornamenten besteht und vier Eingänge hat, befindet sich ein kleineres aus schwerem Seidenstoff. Es ist nach außen roth, innen gelb und enthält ein Schlafgemach und einen Salon. Getragen wird das ganze Doppelzelt von einem in der Mitte stehenden Pfahl, der mit persischen Malereien bedeckt ist. Der Boden ist mit Teppichen bedeckt. Um dieses Generalzelt sind noch kleinere Zelte aufgeschlagen, Zelte für Lieutenants, Hauptleute rc. Da die Perser einen großen Theil des Jahres, während der wärmeren Jahreszeit nämlich, im Gebirge zubringen und Villen in unserem Sinne nicht haben (nur der Schah hat einige Sommerschlösser in der Nähe von Teheran), wohnen sie großentheils in derartigen luxuriös ausstatteten Zelten.

— Eheleute sollten nicht nach der Hochzeit ihre Liebesbezeigungen gegen einander einstellen; im Gegentheil sollten sie sich bestreben dieselben zu vermehren. Das Unterlassen der kleinen Liebkosungen, welche die Liebe ins Dasein riefen, in demselben Augenblick, wo man geschworen hat, ihr für immer zu leben, ist beinahe Meineid.

Billig.

Ein Buchbinder in Sioux City hatte ein Buch „Der Weg zum Himmel" umzubinden und stellte dafür ein Rechnung aus, die so lautete: „Für Repariren des Weges zum Himmel, 25 Cents."